

150 Jahre SPD

Gespräch mit Jürgen Kocka

Die Zivilisierung des Kapitalismus bleibt der utopische Überschuss der Sozialdemokratie

Welche Lehren kann die deutsche Sozialdemokratie aus ihrer Geschichte, ihren Erfolgen und Errungenschaften, aber auch ihren Irrungen und Spaltungen, für die Zukunft ziehen? Der Historiker Jürgen Kocka, u.a. ehemaliger Präsident des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung (WZB), Professor (em.) an der FU Berlin und Mit-Herausgeber dieser Zeitschrift, im Gespräch mit Thomas Meyer.

NG/FH: Im Jahr des 150. Gründungsjubiläums der SPD wird viel gefeiert. Was ist der Sinn, die gesellschaftliche, politische Bedeutung solcher Jubelfeiern? Sind das leere Rituale oder eher Anlässe der Selbstvergewisserung für die Partei selbst oder sogar die ganze Gesellschaft?

Jürgen Kocka: Für die SPD ist die Erinnerung an ihre ungewöhnlich lange Geschichte eine Ressource, ein Mittel, um ihren Zusammenhalt zu stärken, ihr Selbstbewusstsein zu kräftigen und ihre Politik besser zu begründen. Darüber hinaus ist es in unserer kurzatmigen Medienlandschaft eine Gelegenheit sich daran zu erinnern, dass man Politik nicht nur für den Augenblick macht, sondern dass es auch in der Politik so etwas wie einen langen Atem gibt, eine *Longue durée*, Entwicklungen also, die von langer Dauer sind. Natürlich besteht die Gefahr, dass man bei solch einem Jubiläum nur Gutes über sich sagt und hören will, und so mag es auch eine gewisse Neigung zu Sonntagsreden geben. Aber warum nicht? Einer Partei, die ansonsten die Selbstkritik geradezu lustvoll pflegt, mag das guttun.

NG/FH: Wenn man das eigentlich Unmögliche doch mal versucht, wie würden Sie dann diese 150 Jahre SPD in und für Deutschland, vielleicht sogar für Europa deuten? Gibt es einen Ertrag oder einen

entscheidenden Beitrag, von dem man sagen kann: Das ist das Ergebnis des Wirkens dieser Partei auf die Entwicklung der Dinge in Deutschland und in Europa?

Kocka: Es besteht kein Zweifel daran, dass die sozialdemokratische Arbeiterbewegung einen wichtigen Beitrag zur Durchsetzung der Demokratie in Deutschland und Europa geleistet hat. Von ihr kam ein ganz erheblicher Beitrag zur Emanzipation der Arbeiter und der kleinen Leute darüber hinaus. Die sozialdemokratische Politik hat vorgeführt, dass und wie die Vertretung der besonderen Interessen einzelner sozialer Gruppen, insbesondere der Arbeitnehmer, vereinbar ist mit dem gleichzeitigen Einsatz für das allgemeine Wohl.

NG/FH: Würden Sie sagen, dass auch nach diesen 150 Jahren die Sozialdemokratie immer noch am gleichen politischen Projekt arbeitet wie zu Beginn? Am Anfang hieß dieses Projekt »Emanzipation und Fortschritt« und war mit ganz großen Hoffnungen verknüpft. Heute sieht das ein bisschen anders aus, und es gibt viele Veränderungen in der Programmatik. Geht es immer noch um Fortschritt, um Emanzipation?

Kocka: Da fallen einem zunächst die ausgeprägten Veränderungen ein. Der Glaube an Fortschritt ist nach der Erfahrung des

20. Jahrhunderts viel gebrochener als zu dem Zeitpunkt, als sich die SPD gründete. Und die Gesellschaft ist mit all der Zunahme an Kommunikation und Bildung, an Wohlstand und Wissen, an nicht-manuellen Berufen und post-industriellen Arbeitsverhältnissen so viel anders als sie es im 19. Jahrhundert war. Viele der Ziele, für die die SPD im 19. Jahrhundert eintrat, sind erreicht. So kann man sich manchmal fragen, ob es überhaupt noch dieselbe Partei ist. Auch ihre soziale Zusammensetzung hat sich ungeheuer verändert, und es gab ja Erfahrungen von Katastrophen, die man sich am Ende des 19. Jahrhunderts kaum hätte träumen lassen.

Auf der anderen Seite beruft sich die SPD selbst auf ihre lange Geschichte und unterscheidet sich dadurch von allen anderen Parteien und den meisten politischen Institutionen überhaupt. Und es gibt Kontinuitäten: Sie war von Anfang an als ein Produkt der Moderne aufgestellt, und wir haben diese Moderne nicht hinter uns. Sie war und ist den Werten der Aufklärung verpflichtet. Sie war von Anfang an stärker als andere Parteien auf sozioökonomische Veränderungen hin definiert, und auch die sind als Aufgaben nicht erledigt. Sie war und ist eine Partei der kleinen Leute, auch wenn sie immer Aufsteiger und in ihren besten Zeiten auch viele Intellektuelle, Gebildete und Bürger angezogen hat. Sie war von Anfang an eine Partei der Arbeit, und Arbeit ist weiterhin ein ganz zentraler Faktor unseres Lebens.

NG/FH: Gibt es Dinge, die die SPD aus der Geschichte, aus *ihrer* Geschichte gelernt hat, die sie heute noch maßgeblich prägen und an die man sich erinnern muss, wenn man verstehen will, was die SPD ist?

Kocka: Wenn man den Vergleich mit anderen Ländern anstellt, scheint mir die Fortführung und Anverwandlung der Bildungstradition ein Markenzeichen der deutschen Sozialdemokratie. Ich meine, die Idee, Bil-

dung nicht nur als ein Mittel des gesellschaftlichen Aufstiegs und der Inklusion zu verstehen, sondern auch als etwas, das den Menschen erst richtig zum Menschen macht. Das hat eine lange Tradition im bürgerlichen Denken des 18. und 19. Jahrhunderts, in der Aufklärung und in der Philosophie des deutschen Idealismus. In gewisser Weise ist die Sozialdemokratie der auf weite Strecken gelungene Versuch, dies ernst zu nehmen und nicht nur für schmale Eliten, sondern für große Mehrheiten der Bevölkerung nutzbar zu machen, bis heute.

Die Erfahrung des Ersten Weltkriegs, der Spaltung der Partei und des blutigen Bruder-Schwesternkampfes 1918-20 ist für beide Teile der Arbeiterbewegung des 20. Jahrhunderts, für Sozialdemokraten und Kommunisten, ungeheuer prägend geworden. Für die Sozialdemokratie hat es dazu geführt, dass sich ihre frühe Entscheidung für die repräsentative, parlamentarische Demokratie durch diese neue, fast könnte man sagen, Gründungssituation von 1918/19, verfestigt hat und dass die Betonung der Freiheit neben den sozialen Forderungen nach Gerechtigkeit, Gleichheit und Solidarität zu einem sehr starken Bestandteil geworden ist. Das wurde noch einmal verstärkt durch die Erfahrung der Unterdrückung durch den Nationalsozialismus und den diktatorischen Kommunismus. Das prägt bis heute das Bild von Personen wie Willy Brandt, aber auch der Sozialdemokratie im Ganzen. Für die Verteidigung der Freiheit, des Rechtsstaats und der Republik gegen den deutschen Faschismus hat die SPD mehr geleistet als jede andere Partei. Wenngleich dies auch erfolglos war, ist das ein Grund zum Stolz.

NG/FH: Spielt diese Geschichte eigentlich im Alltagsbewusstsein einer Partei wie der SPD, vor allem ihrer Mitglieder, noch eine Rolle, nicht nur im Sinne von »Wir sind alt«, sondern im Sinne eines Bewusstseins der Erfahrungen, des Scheiterns und der Lernschritte?

Kocka: Es gibt Leute, die sich mit der SPD mehr wegen ihrer Geschichte als wegen ihrer gegenwärtigen Politik identifizieren. In ihren Programmen, Veranstaltungen und Selbstdarstellungen bezieht sich die SPD doch sehr auf ihre Geschichte, auch um zu zeigen, wie viel sie zur Verbesserung der Lage der vielen beigetragen hat. Die SPD leistet sich eine »Historische Kommission«, obgleich sie sie derzeit weniger unterstützt als zur Zeit ihrer Gründung durch Peter Glotz. Es gibt historisch interessierte Mitgliederinitiativen vor Ort. Die SPD scheint mir weniger geschichtsvergessen zu sein als die meisten anderen Parteien.

Und auf dem Gebiet ließe sich deutlich mehr tun. Wenn wir heute im Zusammenhang mit der Frage, was nun Europa eigentlich zusammenhält, über europäische Traditionen reden, dann reden wir über die jüdisch-christliche Tradition, die Renaissance und die Aufklärung, aber auch über die Erinnerung an die Kriege, die großen Katastrophen und Verbrechen des 20. Jahrhunderts. Es würde sich lohnen, ein bisschen mehr über die Arbeiterbewegung zu sprechen, dieses primär europäische Phänomen einer progressiven, kleine Leute ernst nehmenden und gleichzeitig große Ziele nicht aus den Augen verlierenden zivilgesellschaftlichen Bewegung, speziell in ihrer sozialdemokratischen Form. Sie ist mit ihrer Geschichte ein zentrales Stück der Identität Europas.

NG/FH: Die SPD fing als Teil einer Arbeiterbewegung mit Gewerkschaften, Genossenschaften, später Arbeiterkulturbewegungen an. Diese verschiedenen Teile der Arbeiterbewegung sorgten dafür, dass die SPD sehr weitgehende, sehr feine Nervenenden in alle möglichen Bereiche der Gesellschaft hinein hatte, vor allem auch in die unteren Bereiche der Gesellschaft. Von dort wurde viel aus dem Leben hinein gespült in die SPD. Arbeiterbewegung in diesem Sinne gibt es heute nicht mehr. Gerade deswegen wird von Parteireformern von Zeit zu Zeit

mit Nachdruck verlangt: Wir brauchen wieder Nervenenden in die Gesellschaft hinein. Aber wo sollen die heute herkommen? Kann die Zivilgesellschaft, die ja auch vielfältig in sich gegliedert ist, wenn auch stärker innerhalb der gesellschaftlichen Mitte, in einem gewissen Maße eine dieser Funktionen für die SPD erfüllen – also gesellschaftliches, vielfältiges, auch unbequemes Leben in die Partei hineintragen?

Kocka: Die Distanz zwischen verfasster Politik und Alltagsleben ist sicher durch die Professionalisierung der Politik und die Medialisierung unserer Wirklichkeit gewachsen. Andererseits hat die Fähigkeit großer Teile der Bevölkerung, sich mit allgemeineren Dingen zu befassen, im Laufe des letzten Jahrhunderts eher zugenommen, vor allen durch den Anstieg der Kommunikationsfähigkeit, die Medien, aber auch durch die Ausweitung der Zeit, die außerhalb der Erwerbsarbeit verbracht wird. Das Verlangen nach und die Bereitschaft zur Mitsprache sind heute verbreiteter als je. Parteistrategen sollten das ernst nehmen und besser nutzen.

Was die Verbindung zur Zivilgesellschaft angeht, so kann man die sozialdemokratische Arbeiterbewegung als eine große zivilgesellschaftliche Bewegung auffassen, die, aus dem 19. Jahrhundert kommend, vieles in eigene Hände genommen und nicht gewartet hat, bis der Staat es erledigen würde. Da gibt es Anknüpfungschancen, die hoffentlich wahrgenommen werden.

Ich habe keinen Zweifel, dass die Öffnung über den eigenen Apparat und die eigene Mitgliedschaft hinaus ein essenzielles Element zukünftigen Erfolges für die Partei wie für die Gesellschaft sein wird.

NG/FH: Die Geschichte der SPD war auch eine Geschichte der Spaltungen. Im Ersten Weltkrieg, am Ende der Weimarer Republik, in der Bundesrepublik seit den 80er Jahren haben sich jeweils substanzielle Teile von der Partei abgespalten. In der Re-

gel war das mit Verratsargumenten gegen die SPD verbunden, zuletzt bezogen auf die Hartz IV-Politik. Hat die SPD nach Ihrem Historikerurteil an der einen oder anderen Stelle Schuld auf sich geladen, wo auch echte Selbstkritik angebracht wäre? Oder kann die Partei auf ihre Geschichte in den wichtigen Punkten mit ungetrübtem Stolz blicken?

Kocka: Die Sozialdemokratie ist ja selbst das Produkt einer Spaltung. Die Herausbildung einer selbstständigen Sozialdemokratie 1863 bis 1869 in Deutschland war ein organisatorisches sich Lossagen von starken liberalen, teilweise linksliberalen Parteien. Es ist kennzeichnend, dass sich in Deutschland eine eigenständige Arbeiterpartei so früh herausbildete, organisatorisch vom Liberalismus absetzte, aber Grundideen des Liberalismus aufnahm, aufbewahrte, veränderte, bis heute.

Anders zu sehen ist die blutige Phase am Ende des Ersten Weltkriegs, der Revolution von 1918/19 und des Beginns der Weimarer Republik. Diese Ereignisse waren Anlass zu dem bekannten Vorwurf »Wer hat uns verraten? Sozialdemokraten«. Die nähere Betrachtung zeigt, dass keine der beiden Seiten ohne schmutzige Hände daraus hervorging. Heute kann man die damaligen harten Auseinandersetzungen besser deuten. Es ging um die Entscheidung der Mehrheitssozialdemokratie für die parlamentarische Demokratie und für eine Republik auf dem Boden einer demokratisch-freiheitlichen Verfassung. Abgelehnt wurden Räte- und bolschewistische Diktatur. Es hat sich gezeigt, dass die parlamentarische Demokratie zur großen Erfolgsgeschichte geworden ist. Räte- und bolschewistische Diktaturen haben sich nirgends gehalten, und was aus der bolschewistischen Diktatur geworden ist, wissen wir. Das historische Recht liegt, heute viel besser erkennbar als noch vor ein paar Jahrzehnten, auf der Seite der Verteidiger der repräsentativen Demokratie und allgemeiner gleicher Wah-

len. Den Kämpfern auf beiden Seiten sollte man dabei zugestehen, dass sie häufig Gewissensentscheidungen folgten und ihr Leben ehrenwert einsetzten. Verratsvorwürfe sind also fehl am Platze.

Es ist die Frage, ob die SPD in der Lage gewesen wäre, die Verselbstständigung der Grünen in den 70er/80er Jahren zu verhindern. Interessanterweise wurde dies moralisch in der Rückschau nie so aufgeladen wie die anderen beiden Spaltungen. Es gab ja starke ökologische Kräfte innerhalb der Sozialdemokratie, etwa Erhard Eppler, die sich aber in den 70er und frühen 80er Jahren nicht durchgesetzt haben. Andererseits war die Sozialdemokratie immer ein Teil der Industriegesellschaft und ihrer Weiterentwicklungen in die Wissens- und Dienstleistungsgesellschaft. Und mit all der Industrialisierungs- und Fortschrittskritik

der alternativen Bewegungen in den 70er und frühen 80er Jahren konnte diese Partei kaum zurecht kommen. Insofern war es nur folgerichtig, dass sie dann auch an dieser Stelle ihre Identität stärker betonte statt alle Interessen umfassen zu wollen.

NG/FH: Die These von Ralf Dahrendorf in den 80er Jahren war ja, das Ende der Sozialdemokratie sei gekommen, weil ihre Ziele mit Sozialstaat und Demokratie komplett verwirklicht seien. Heute argumentiert Wolfgang Streeck: Der Marktkapitalismus schlägt zurück, die meisten der sozialstaatlichen Errungenschaften werden in der Krise schrittweise wieder abgebaut. Da entsteht fast der Eindruck, die Sozialdemokratie werde historisch zu einer Art Sisyphus, der immer wieder die sozialen Errungenschaften neu aufbauen muss, die durch Markt- und Kapitalmacht dann wieder demontiert werden?

Kocka: Bei diesem Vergleich kommt zu kurz, dass die Arbeit der SPD natürlich nicht so vergeblich gewesen ist wie die Arbeit von Sisyphus. Es ist ja viel erreicht worden. Aber wo der Vergleich passt, das ist diese Wiederholungsstruktur, diese Kontinuität der zu lösenden Probleme. Die Krisenhaftigkeit des kapitalistischen Systems ist uns jetzt wieder viel bewusster geworden. Wenn die Sozialdemokratie nach einem utopischen Überschuss sucht – und sie sollte manchmal nach Unmöglichem streben, um Mögliches zu erreichen – dann findet sie ihn in dem großen Ziel, den Kapitalismus zu zivilisieren. Daher ist es abwegig, an ein Ende des sozialdemokratischen Jahrhunderts zu denken.

Die Geschichte des 20. und bisherigen 21. Jahrhunderts zeigt, dass wir klar ausgeprägte Alternativen zum kapitalistisch-marktwirtschaftlichen System auf absehbare Zeit nicht zur Verfügung haben. Aber es gibt deutlich unterschiedliche Varianten innerhalb des Kapitalismus, solche, die existieren und solche, die existieren könnten.

Nach den Erfahrungen des 20. Jahrhunderts wird man klugerweise vor all zu viel Macht der Politik auf der Hut sein und sich nicht darüber täuschen, dass die Möglichkeiten staatlicher Politik nicht nur begrenzt sind, sondern auch sein müssen. Auf der anderen Seite hat sich der radikale Marktliberalismus diskreditiert, und es ist klar, dass der radikale Glaube an die Selbstheilungskräfte der Märkte ein Köhlerglaube ist. Es braucht Regulierung, Zählung und gegenseitige Begrenzung, *checks and balances* zwischen Wirtschaft und Staat, damit es besser geht. Wenn das stimmt, ist noch ungeheuer viel zu tun, nicht mehr nur auf nationalstaatlicher Ebene, sondern auch zwischenstaatlich, transnational und global. Da kann man an die sozialdemokratische Tradition des Internationalismus erinnern.

NG/FH: Welchen Rat geben Sie als Historiker der Sozialdemokratie? Was vor allem soll, was kann sie aus ihrer Geschichte lernen?

Kocka: Zum einen hat die SPD meistens die Vertretung der besonderen Interessen ihrer Klientel mit dem Eintreten für das allgemeine Wohl, mit der Wahrnehmung von Verantwortung für das Gemeinwesen vereinbart. Daran sollte sie festhalten. Zum anderen: Die SPD hat immer der Selbstkritik eine große Chance gegeben. Auszusprechen, was besser hätte laufen können, gehört auch zur öffentlich dargestellten politischen Kultur der Linken und insofern auch zur Sozialdemokratie. Das ist gut so. Aber ein bisschen mehr Stolz auf die Dinge, die man durchgesetzt hat, würde vieles erleichtern. Die Agenda 2010 ist ein Beispiel dafür, dass die SPD bis hin zur Selbstgefährdung etwas durchgesetzt hat, das notwendig war und sich mittlerweile für die meisten auszahlt, trotz gewisser Ungereimtheiten und Fehler, die korrigiert werden müssen. Mit der Erinnerung an ihre großen Leistungen sollte sich die SPD schmücken statt sich ihrer zu schämen oder sie kleinmütig zu verbergen. ■